

Ein gutes Leben für alle.

Bedürftigkeit, Lebensqualität und Verwirklichungschancen.

Als Ziel erfolgreicher Armutspolitiken wird nicht selten „ein gutes Leben“ für alle gefordert. Worin aber besteht dieses gute Leben und wie kann es - wenn überhaupt - für alle definiert werden? Die AutorInnen wollen den Gründen, Voraussetzungen und Bestandteilen guten Lebens auf die Spur kommen und dabei u.a. klären, was Bedürftigkeit und Fürsorge-Abhängigkeit mit Glück zu tun haben, warum Verwirklichungschancen für eine Politik des Sozialen essenziell sind und welche Ansätze entwickelt wurden, um Lebensqualität zu erforschen und messen.

Franz F. EIFFE, Friedrich HINTERBERGER, Ursula KNECHT-KAISER gemeinsam mit Caroline KRÜGER

Armut im Lichte des Capability-Ansatzes

Franz F. EIFFE

ist Sozialwissenschaftler der Direktion Bevölkerung, Analyse und Prognose der Statistik Austria. Forschungsschwerpunkt im Bereich Armut und soziale Ausgrenzung; Amartya Sens Capability Approach.

Einblicke in die soziale Lage in der Europäischen Union und Österreich

Nach EU-SILC (Statistik zu Einkommen und Lebensbedingungen) leben 79 Millionen Menschen oder 16% der Bevölkerung der EU unter der Armutsgefährdungsschwelle. 17% der Bevölkerung sind von materieller Deprivation betroffen, d.h. sie können sich grundlegende Dinge – wie etwa die Wohnung warm zu halten oder eine Woche im Jahr Urlaub zu machen – nicht leisten.

In Österreich sind 12% der Bevölkerung armutsgefährdet, 9% materiell depriviert und 6% manifest arm (sowohl armutsgefährdet, als auch unfähig, den Mindestlebensstandard aufrechtzuerhalten). Besonders bedrohte Gruppen sind AusländerInnen, alleinerziehende Personen, pensionierte Frauen und Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen.

Was bedeutet „Armutgefährdung“ in der EU?

Der Begriff „Armutgefährdung“, der in den EU-Statistiken verwendet und von den Medien verbreitet wird, kann das Problem der „Armut“ nicht in seinem gesamten Ausmaß fassen. Zum Ersten können nur Personen von der EU-Statistik erfasst werden, die in Haushalten leben. Obdachlose Personen oder Menschen in institutionalisierten Anstalten werden somit nicht in die Betrachtung einbezogen. Zweitens ist Armutgefährdung kein individuelles Merkmal, sondern bezieht sich auf das „äquivalisierte Haushaltseinkommen“, das Haushalte unterschiedlicher Größe und Zusammensetzung vergleichbar machen soll (Bedarfsgewichtung). Die Defi-

„Was der Gedanke der Verwirklichungschancen leistet, ist ein tieferes Verständnis der Natur und Ursachen von Armut, indem er nicht die Mittel in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückt (...), sondern die Zwecke, die zu verfolgen Menschen Gründe haben, und damit auch die Freiheiten, die es ihnen ermöglichen, ihre Ziele zu erreichen.“

Amartya K. Sen

nition lautet wie folgt: Armutgefährdet sind Personen, deren äquivalisiertes verfügbares Haushaltseinkommen 60% des Medians des nationalen Gesamteinkommens unterschreitet. Armutgefährdung ist somit zudem ein nationales Merkmal, da der Median in jedem EU-Mitgliedsland unterschiedlich hoch ist.

Soziale Ausgrenzung, soziale Eingliederung

Um neben dem rein monetären Charakter der Armut auch andere Aspekte zu fassen, wurden in den vergangenen zehn Jahren ergänzend nicht-monetäre Indikatoren entwickelt, die u.a. Erwerbstätigkeit, Gesundheit und Bildung abbilden und das Phänomen der sozialen Ausgrenzung fassen sollen. Zudem wurden die Mitgliedsstaaten beauftragt, Indikatoren zu entwickeln, die nationale Besonderheiten berücksichtigen, und die Armutberichterstattung der EU mit länderspezifischen Informationen zu ergänzen. Statistik Austria entwickelte daraufhin ein Set von 17 Indikatoren, die den Dimensionen Haushaltseinkommen und Lebensstandard, Wohnraum, Erwerbsleben, Bildungschancen und Gesundheit zugeordnet werden können. (Till et al. 2009)

Der Capability-Ansatz als ergänzende Perspektive

Der Capability-Ansatz kann als die logische Konsequenz der Kritik Sens an Standardansätzen der Ökonomie gesehen werden. Seine philosophischen Wurzeln finden sich unter anderem bei Aristoteles und Adam Smith, allerdings integriert der Ansatz neben diesen auch Gedanken von John Stuart Mill und Karl Marx.

Die Kritik an der Mainstream-Ökonomie betrifft sowohl das Bild vom Menschen als Homo Oeconomicus als auch die Informationsgrundlage der Bewertung seiner Handlungen. So ist der Capability-Ansatz nicht zuletzt der Versuch, eine wirklichkeitsnähere Wirtschaftswissenschaft zu begründen, aber auch ein Bewusstsein für eine neue politische Ökonomie in der Tradition der klassischen Autoren zu wecken. Dazu ist die utilitaristische Wohlfahrtsökonomie in ihrer traditionellen Form nicht imstande. Sie operiert auf einer zu engen Informationsbasis, wo Wohlergehen mit Nutzen gleichgesetzt und Nutzen als einzige Information zur Beurteilung sozialer Zustände herangezogen wird. Dies führt zu unterschiedlichen Problemen, vor allem auch deshalb, weil der Begriff Nutzen in der Theorie unterschiedlich definiert wird, nämlich als a) Glück, b) Wunscherfüllung und c) Wahlverhalten. Für Sen ist jede dieser Interpretationen unzureichend, und für die Definition von Wohlergehen nicht geeignet, da hier wichtige Faktoren unberücksichtigt bleiben.

Der Capability-Ansatz stellt somit den Versuch dar, den utilitaristischen Ansatz durch eine komplexere Alternative zu ersetzen, indem er dem eindimensionalen Nutzen-Konzept einen differenzierteren und pluralistischen Rahmen gegenüberstellt. Dieser operiert mit sogenannten Functionings und Capabilities to function. Functionings werden als der Status quo des „Seins“ und „Tuns“ eines Individuums definiert (z.B. gesund sein, sich frei bewegen etc.) und beschreiben daher einen Seinszustand. Functionings messen Wohlfahrt auf Basis von Ergebnissen im Gegensatz zu Ressourcen, die einen rein instrumentellen Charakter haben. Die positive Freiheit einer Person bezeichnet Sen hingegen als Capability oder Verwirklichungschance: Capabilities bilden eine gute Grundlage zur Beurteilung und Analyse von Politik. Eine Capability reflektiert alternative Kombinationen von Funktionen, die eine Person erzielen kann und aus der sie eine Auswahl treffen kann.

Der Ansatz ist ein Analyserahmen für die Bewertung individueller Wohlfahrt und liefert als solcher eine theoretische Basis für Ungleichheit, Armut und politische Analysen. Die Wohlfahrt einer Person wird anhand ihrer Functionings und Capabilities bewertet. Durch diese Art der Bewertung erhält man ein differenziertes Bild vom Wohlergehen einer Person, das durch ressourcenbezogene Maße wie Einkommen oder Ausgaben nicht gewährleistet wird. Die UN haben den Ansatz zur Beurteilung von Entwicklung im Human Development Index adaptiert. Hierbei werden die Lebenserwartung bei der Geburt, Bildung und ein modifiziertes BNP pro Kopf analysiert (UNDP 2004).

Der Capability-Ansatz und die Armut

Der Capability-Ansatz bietet einen Rahmen für die Bewertung unterschiedlicher Phänomene wie Ungleichheit, Gerechtigkeit, soziale Ausgrenzung etc. Gemäß dem Capability-Ansatz liegt Armut im Mangel an konkreten Möglichkeiten, unterschiedliche Lebensformen zu wählen, bzw. grundlegende Functionings erzielen zu können. Zu einem solchen Mangel kommt es einerseits durch soziale Einschränkungen, zum anderen durch persönliche Gegebenheiten (Drèze und Sen 1995, S. 11).

Die Bedeutung niedriger Einkommen, geringer Besitztümer und anderer (ökonomischer) Aspekte steht mit diesem Armutsbegriff nur insofern in Beziehung, als ihre Rolle in der Beschneidung von Capabilities untersucht werden muss. Es stellt sich also die Frage, inwiefern niedriges Einkommen, mangelnde Ressourcen etc. eine tatsächliche Einschränkung für die Wahlmöglichkeiten bedeuten, die Menschen haben, ein wertvolles und geschätztes Leben zu führen. Armut ist daher letztlich ein Mangel an Capabilities. Dabei ist es wichtig, die grundlegende Beziehung von Capabilities nicht nur auf konzeptueller Ebene zu berücksichtigen, sondern sie auch in ökonomischen Untersuchungen und in sozialen und politischen Analysen mit einzubeziehen. Selbst bei einem Fokus auf ökonomische Armut in einem konventionellen Sinne (in Form zu geringen Einkommens) wird sich die grundlegende Motivation auf den substantiellen Einfluss dieser Ressource auf den Capability-Mangel richten. Die zentrale Überlegung bezieht sich auf Mangelerscheinungen und verarmte Lebensformen. Die Erweiterung menschlicher Capabilities kann durch ökonomisches Wachstum erreicht werden,

daneben existieren aber erstens viele andere Einflussfaktoren und zweitens kann der Einfluss von ökonomischem Wachstum auf menschliche Capabilities in Abhängigkeit von der Natur dieses Wachstums (z.B. wie beschäftigungsintensiv ist es und ob die Gewinne, die daraus resultieren als Mittel gegen die Mangelerscheinungen der Bedürftigsten kanalisiert werden) extrem variieren. (Eiffe 2010)

LITERATUR:

Drèze, Jean und Sen, Amartya (1995): *India: Economic Development and Social Opportunities*. Oxford University Press.

Franz F. Eiffe (2010): *Auf den Spuren von Amartya Sen. Zur theoriegeschichtlichen Genese des Capability-Ansatzes und seinem Beitrag zur Armutsanalyse in der EU*. Peter Lang: Frankfurt am Main.

Amartya K. Sen (2002): *Ökonomie für den Menschen*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH.

M. Till, F. Eiffe, G. Datler, J. Henke, K. Schrittwieser, U. Till-Tenschert (2009): *Eingliederungsindikatoren*. In BMASK (Hrg.) *Armutgefährdung in Österreich*. Sozialpolitische Studienreihe, Band 2.

UNDP (2004): *Human Development Report*. Communications Development Inc., Washington D.C.

Wie entwickelt, wie verteilt und wie bemisst sich das „gute Leben für alle“? Einige Thesen und Quellen

Friedrich HINTERBERGER
ist Volkswirt und Gründungspräsident des Sustainable Europe Research Institut SERI mit u.a. den Arbeitsschwerpunkten ökologische Ökonomie und Lebensqualitätsforschung.

„geld.macht.glücklich“. Dieses Motto der 8. Armutskonferenz stimmt – auch in seinen verschiedenen Lesarten – schon lange nicht mehr. Außer natürlich für die, die über zu wenig Geld/Macht/Ressourcen verfügen. Dies gilt global ebenso wie innerhalb „reicher“ Gesellschaften. Dazu wurde auf dieser Konferenz sehr viel Wichtiges und Richtiges gesagt, auch wenn oder gerade weil die Datenlage – zu Verteilungsfragen überhaupt – auf allen relevanten Ebenen sehr zu wünschen übrig lässt. Ich möchte mich daher in diesem Beitrag gerade auf einer Armutskonferenz von der Seite derjenigen der Thematik nähern, die „genug“ haben.

Wirtschaftswachstum hat in den letzten 20 Jahren nur wenig dazu beigetragen, dass „arme“ Bevölkerungsteile profitierten – das gilt global genauso wie bei „uns“. Und wir sollten uns darauf einstellen, dass die nächsten Jahr(zehnt)e – wenn überhaupt – nur von sehr geringen Wachstumsraten geprägt sein werden. „Bedürftigen“ mehr Geld/Macht/Glück zukommen zu lassen wird dann mehr denn je auf Umverteilung beruhen müssen, also darauf, dass „Besserverdienende“ über weniger Geld/Macht?/Ressourcen verfügen. www.wachstumimwandel.at, www.denkwerkzukunft.de

Internationale Organisationen wie OECD und EU scheinen dies erkannt zu haben und beschäftigen sich seit einiger Zeit mit der Messung von Fortschritt, Wohlergehen und Lebensqualität jenseits des materiellen. www.nachhaltigkeit.at/article/article-view/81097/1/25540, www.beyond-gdp.eu.

Was aber ist „Lebensqualität“?

„Lebensqualität“ umfasst objektive wie subjektive Aspekte. Zu den objektiven Faktoren der Lebensqualität gehören neben der materiellen Ausstattung, Quantität und Qualität von Beziehungen, Arbeit, Gesundheit, politische Partizipation, Umweltqualität. Zusammengenommen machen diese Faktoren den privaten, aber auch den öffentlichen Reichtum einer Gesellschaft aus. Also neben dem, was wir uns individuell leisten können, auch das, was der Staat für den Einzelnen bereitstellt. Es ist aber auch entscheidend, was diese Faktoren subjektiv bei den Einzelnen auslösen – ob sie jemanden „glücklich“ machen oder eher nicht. www.isqols.org

Daher beruft sich die internationale Lebensqualitätsforschung zum einen auf standardisierte und repräsentative Befragungen der Bevölkerung und zum andern auf eine Erfassung der objektiven Bedingungen. worlddatabaseofhappiness.eur.nl.

Es ist hilfreich, sich die Bedingungen für ein „gutes Leben“ nicht in Geld sondern in physischen Einheiten vorzustellen. Letzten Endes beruht materieller Wohlstand auf Arbeit, natürlichen Ressourcen und technischem Fortschritt. Letzterer ermöglicht es uns, aus einer Stunde Arbeit und einer Tonne Ressourcen jedes Jahr mehr herauszuholen – wobei Arbeit mehr als Erwerbsarbeit umfasst und Ressourcen kürzer (für Wegwerfprodukte) oder länger (für langlebige Qualitätsprodukte) genutzt werden können. seri.at/news/2009/09/24/overconsumption.

Eine Kombination beider Faktoren (subjektive Lebensqualität und objektive Bedingungen) misst etwa der „Happy Planet Index“, der den Ressourcenverbrauch als „ökologischem Fußabdruck“ ins Verhältnis zum subjektiven Wohlempfinden setzt. Auch diese beiden Indikatoren sind individuell wie global sehr ungleich verteilt, wobei ein hoher Ressourcenverbrauch noch lange kein „gutes Leben“ garantiert. www.happyplanetindex.org. Im Gegenteil: Gerade diejenigen Teile der Erde, wo die Ressourcen, auf denen der Wohlstand im reichen Teil der Erde beruht, herkommen, profitieren nur wenig von ihrem Ressourcen„reichtum“.

Der Aspekt der Arbeit kann – umfassend verstanden – durch die Erfassung der Zeiten erfolgen, die wir für unterschiedliche Arbeiten inkl. Eigen-, Versorgungs-, und Gemeinschaftsarbeit aufwenden. Die Erwerbsarbeit macht in dieser Betrachtung (gesellschaftlich betrachtet) nur einen kleineren Anteil aus. www.koennensgesellschaft.de, Buch: Die Halbtagsgesellschaft: Konkrete Utopie für eine zukunftsfähige Gesellschaft von Susanne Hartard, Axel Schaffer, und Carsten Stahmer. Baden-Baden: Nomos, 2006.

Sobald wir mehr zu verteilen versuchen, als Arbeit und Natur zu produzieren vermögen, entsteht Inflation. Spekulative Blasen sind nichts anderes als Inflation auf Finanz- und Gütermärkten (siehe etwa das Interview Steve Keen „Wir sind in der größten Finanzblase aller Zeiten“, FAZ – www.faz.net). Die derzeitige Finanz- und Wirtschaftskrise ist aus dieser Sicht grundsätzlicher und struktureller, als „Wirtschaftsforscher“ uns das häufig glauben machen wollen.

Individuelles Glücksempfinden (immaterieller Wohlstand), der zweite Aspekt, der unsere Lebensqualität bestimmt, ist zu einem größeren Teil persönlich geprägt und nur zu einem erstaunlich geringen Teil durch „objektive“ Faktoren determiniert. Ein nicht unerheblicher Teil ist durch „Übungen“ gestaltet, erlern- und trainierbar (Positive Psychologie, Positivity, www.ruckriegel.org, www.heartsopen.com). Diese Sichtweise ergänzt und ersetzt natürlich nicht die Frage nach einer ausreichenden materiellen Ausstattung.

Statistisch gilt: Mehr Lebensqualität im (engen) Sinn von mehr Einkommen, mehr materiellem Konsum führt zu einem höheren Ressourcenverbrauch. Individuell kann aber auch das Umgekehrte der Fall sein. Es geht um die konkrete Strategie, mit der wir unser „Glück“ anstreben seri.at/quality-of-life auf Basis von Ansätzen von A. Sen und M. Nussbaum oder M. Max-Neef.

Das Projekt „Lebensklima“ erhebt den Zusammenhang zwischen Lebensstilen und Klimawandel im Rahmen von regionalen Fallstudien. Aufbauend auf einer Datenanalyse werden Menschen in derzeit zwei Modellregionen (Gmunden und Graz) zu ihrem Lebensstil und ihrer Wahrnehmung der Klimawandelproblematik befragt. Diese Befragung bildet die Grundlage für die Erstellung von Lebensstiltypen und konkreten Strategien für ein besseres Leben bei gleichzeitig weniger Ressourcenverbrauch. lebensklima.at

Burnout-Phänomene und Klimawandel haben die gleiche Ursache: Viele, die Arbeit haben, arbeiten zu viel und zu intensiv – während andere (erwerbs-)arbeitslos sind. Eine Strategie, um mehr Lebensqualität mit geringerem Ressourcenverbrauch und einer insgesamt gleichmäßigeren Verteilung von Einkommen zu verbinden, liegt in der (Um-)Verteilung von Arbeit. www.isct.net/zeitschrift/ausgaben/g_ausgabe45.htm, www.oekosozial.at/index.php?id=12815.

Jeder Mensch hat besondere Bedürfnisse aber auch Möglichkeiten, wenn es um die Teilnahme an der Wohlstandsproduktion sowie das Wohlstandserleben geht. Manche sind auf die Anforderungen des heutigen Wirtschaftslebens als Dreh- und Angelpunkt unserer Leistungsgesellschaft besser vorbereitet als andere. Letztlich geht es darum, für jeden Menschen den geeigneten Platz in der Gesellschaft im Sinne vorhandener Talente aber auch der persönlichen „Berufung“ zu finden, in der dann neben der Leistung auch andere Prinzipien (etwa: Bedürfnisse, persönliches Engagement oder auch die Eingebundenheit in die Gesellschaft) zu einem guten Leben beitragen können. www.wave.co.at/, www.esgehtumwas.at/2008/06/30/ein-ganz-besonderer-vortrag, 2010 erscheint das Buch „Ausbruch aus dem Hamsterrad“ von Anneliese Fuchs und Alexander Kaiser.

Aus der Fülle der Abhängigkeit schöpfen

Ursula KNECHT-KAISER

ist Tochter, Schwester, Mutter, Großmutter, Tante, Freundin, Theologin; in Frauen- und Flüchtlingsprojekten engagiert, Mitbegründerin und Verantwortliche des Labyrinthplatzes Zürich www.labyrinthplatz.ch und u.a. Mit-Autorin des Argumentariums „Sinnvolles Zusammenleben im ausgehenden Patriarchat“ auf www.gutesleben.org.

Caroline KRÜGER

ist Philosophin, Germanistin, Tochter, Mutter, Freundin, Lehrerin und freie Journalistin, in verschiedenen (Bildungs-)Projekten engagiert und u.a. Autorin des Online-Forums www.bzw-weiterdenken.de.

„Abhängigkeit ist das schmutzigste Wort in den USA von heute“¹ schreibt die Historikerin Ricky Solinger, und wir können wohl ergänzen, dass dies nicht nur in den USA so ist, sondern auch in Europa.

Zu Beginn unseres Beitrags am Forum haben wir daher die TeilnehmerInnen gefragt, welche Assoziationen ihnen spontan beim Begriff Abhängigkeit kämen. Der erste Beitrag war „Frauen“; auch die Begriffe „Geld“ und „Tod“ fielen. Insgesamt waren es vor allem negative Assoziationen. Mit dem provokanten, aber durchaus ernst gemeinten Titel unseres Beitrags „Aus der Fülle der Abhängigkeit schöpfen“ wollten wir dazu anregen, die Abhängigkeit einmal anders zu betrachten. Die TeilnehmerInnen haben, nach zunächst erstauntem Lachen, mit Interesse mitgemacht, was auch das Ziel unseres Beitrags war. Im Folgenden möchten wir einige unserer Thesen darstellen, immer verbunden mit der Einladung zum Weiterdenken.

Die Voraussetzung, unter der wir die Abhängigkeit betrachtet haben, war das Bewusstsein, dass unser Blick darauf bereits von unseren Vorstellungen geprägt ist. In der philosophischen Tradition seit Aristoteles liegt der Fokus auf der Freiheit. Abhängigkeit wird nicht angestrebt, im Gegenteil. Abhängigkeit ist ein „Problem“. Abhängig sind „die anderen“, die Armen, die Randständigen, die Alten, die Kranken, die Frauen ... Wir haben versucht, im Sinne der italienischen Philosophin Luisa Muraro einen theoretischen Zugang zum Phänomen der Abhängigkeit zu finden. Theorie in diesem Sinn kann verstanden werden als „Worte finden, die sehen lassen, was ist“²

Das gängige Menschenbild stellt den erwachsenen, gesunden, (weißen) Mann in den Mittelpunkt. Dieser Mensch ist der freie Mensch oder hat zumindest die Möglichkeit, frei zu werden. Vermutlich hat auch die Prägung durch dieses Menschenbild zu der als ersten geäußerten Assoziation zum Thema Abhängigkeit geführt: „Frauen“. Da wir sehen, dass dieses Menschenbild sehr einschränkend ist und nur einen kleinen Teil der Menschheit umfasst, gehen wir für unser Denken von einem erneuerten Menschenbild aus. Wenn wir von der Abhängigkeit her denken wollen, ist das denkende Ich ein

Mensch, der/die sich bewusst ist, bei der Ankunft auf dieser Welt abhängig gewesen zu sein. Das kleine, auf andere angewiesene Baby, das wir alle einmal waren, in unserem Denken nicht zu vergessen, das macht das neue denkende Ich wesentlich aus. Während zuvor ein Zustand, der kurze Zeit andauert und womöglich nicht von allen Menschen überhaupt je erreicht werden kann, das Erwachsensein, Gesundsein, Selbstständigsein, als zentrale Grundlage für das Denken angenommen wurde, stellen wir den Zustand, der zu Beginn jeden Lebens steht, in den Mittelpunkt. Diesen Perspektivwechsel haben wir in einer ersten These formuliert:

Abhängigkeit ist eine Grundbedingung des Menschseins; der Mensch ist ein Wesen, das abhängig ist.

Selbstverständlich sind Menschen einiges mehr als nur abhängig. Wir verstehen diese Aussage also nicht als hinreichende Definition. Jedoch ist das Abhängigsein ein Bestandteil jedes Menschseins, wenn dieses von der Geburt her gedacht wird.³ Ohne die Fürsorge anderer wären wir alle nicht hier, hätten nicht überlebt.

Die Bewertung der Abhängigkeit als negativ muss bei dieser Betrachtungsweise als nicht sinnvoll fallen gelassen werden. Die Abhängigkeit abzulehnen ist etwa so nützlich, wie die Auswirkungen der Schwerkraft abzulehnen.

Stattdessen kann überlegt werden, wie die Abhängigkeit zu gestalten ist. Welche Freiheiten haben wir innerhalb dieser Grundbedingung? Wie unterscheiden wir „gute“ von „schlechter“ Abhängigkeit?

Unterdessen wird in vielen und verschiedenen Kreisen ein Grundeinkommen diskutiert. Oft wird damit argumentiert, dass damit vor allem mehr Freiheit, Selbstbestimmung und Entfaltungsmöglichkeit verbunden sei. Wir schließen uns aber Antje Schrupps Deutung des Grundeinkommens an: „Das Grundeinkommen ist kein Mittel dazu, ein ‚unabhängiges‘ Leben zu ermöglichen, sondern es ist im Gegenteil die monetäre Sichtbarmachung der Tatsache, dass wir alle immerzu abhängig sind.“ (www.antjeschrupp.de/grundeinkommen_2006.htm)

Eine vielen Menschen, insbesondere Armutsbetroffenen, bekannte Form von Abhängigkeit ist die Abhängigkeit von einer

Institution, die Geld gibt. Der Mensch, der zunächst ArbeitNEHMER/IN war, ist nun SozialhilfeEMPFÄNGER/IN. Implizit in dieser Wortwahl ist der Wechsel vom aktiven Nehmen (der Wahl einer Arbeit) zum passiven Empfangen (und dem Verlust der Wahlfreiheit). Eine Frau, die Erfahrungen auf verschiedenen Ämtern in der Schweiz gemacht hat, drückt es aus wie folgt: „Sie geben dir vielleicht ein bisschen Geld, vielleicht auch nicht. Damit sie darüber entscheiden, musst du ihnen zunächst aber sehr viel von dir geben. Du musst deine persönlichen Verhältnisse offenlegen, alles bis ins Kleinste erklären. Dazu bin ich nicht bereit; so viel möchte ich nicht geben.“ Das Geben ist also nicht einseitig, nicht einmal in einer Situation wie derjenigen von Sozialleistungen. Die Frau hat sich dann entschlossen, die Sozialleistungen nicht zu nehmen und einen anderen Weg zu suchen. Sie hat Unterstützung durch die Familie gefunden und hat eine für sie selbst bessere Form von Abhängigkeit gewählt.

Dies ist nicht in allen Situationen gleichermaßen möglich, jedoch ist es nützlich, im Denken zu berücksichtigen, dass jedes Geben zwei aktive Seiten hat – die gebende und die nehmende. Indem wir diese beiden Seiten ernst nehmen, kommen wir zu einer weiteren These:

Nehmen ist ebenso bedeutsam wie Geben.

Bei Aristoteles gibt es die Tugend der Freigebigkeit, die angesiedelt wird zwischen Verschwendung und Geiz: Aristoteles formuliert so: „Also heißen freigebig jene, die geben. Jene dagegen, die nicht nehmen, werden nicht wegen ihrer Freigebigkeit gelobt, dagegen allerdings wegen ihrer Gerechtigkeit. Wer aber empfängt, erhält überhaupt kein Lob. Endlich führt von allen Tugenden die Freigebigkeit am ehesten zur Freundschaft. Denn solche sind nützlich, und zwar durch das Geben.“⁴ Das Geben wird also schon seit Langem als Tugend bezeichnet, auch im Volksmund („Geben ist seliger denn Nehmen“). Wir möchten dafür plädieren, auch den/die NehmendeN zu beachten. Der Vorgang des Gebens ist erst dann beendet, wenn das Gegebene angenommen wurde. Dazu braucht es die Person, die nimmt. Die Vorstellung abzulegen, dass jemand nehmen „muss“, dass durch das Nehmen eine Form von Verpflichtung, von als unangenehm empfundener Abhängigkeit entsteht, kann zu neuen Gedanken sowohl über den Prozess des Gebens als auch die Organisation der sozialen Systeme führen.

Wie könnte zum Beispiel die Haltung des/der Nehmenden aussehen?

Ein Mensch, der oder die weiß, was genug ist, und was auch nicht benötigt wird, kann, in der Haltung anspruchsvoller Genügsamkeit entscheiden, was er oder sie nehmen möchte und was nicht. Den Begriff „anspruchsvolle Genügsamkeit“ entlehnen wir einer Schrift von Andrea Appel⁵. Sie plädiert dafür, Genügsamkeit neu zu definieren, sie nicht gleichzusetzen mit Anspruchslosigkeit, mit Wunschlosigkeit (Abwesenheit von Begehren). Ein „Genug“ zu finden, würde bedeuten, ein Maß zu finden, einen anderen Maßstab zu setzen. In Bezug auf das Nehmen kann dies heißen, einen eigenen Maßstab zu setzen und selbst zu entscheiden, was genommen wird und was nicht.

Die Haltung des oder der Gebenden könnte dann durch das Bewusstsein dieser Freiheit der nehmenden Person geprägt werden. Die nehmende Person hat die Freiheit, auch abzulehnen, etwas nicht zu nehmen. Wenn der/die GeberIn möchte, dass das Geben gelingt, muss er/sie darüber nachdenken, was und in welcher Form der/die andere etwas brauchen und annehmen kann und möchte. Dies wird sich sowohl auf die Art des Gegebenen (nicht: jemandem, der oder die arm ist, kann man alles geben; sie muss es ja nehmen, sondern: was braucht diese Person und was möchte sie nehmen) als auch auf die Art des Gebens (nicht: da hast du etwas, du kannst nicht wählen, nimm es einfach; sondern: ich möchte dir etwas geben und hoffe, dass du es brauchen kannst und annehmen wirst) auswirken.

Selbst wenn es sich nicht um eine Gabe im eigentlichen Sinn handelt, also um ein Geschenk⁶, sondern um Geben in hierarchischen Strukturen (wie im Beispiel des Amtes und der Einzelperson), ist die Beziehung von Gebenden und Nehmenden eine beidseitige Abhängigkeitsbeziehung. Indem wir das Geben als Prozess betrachten, der mit dem Genommen-werden erst beendet ist, definieren wir diesen Prozess als beidseitig.

Meist wird der Fokus bei der Diskussion zu Themen wie „Abhängigkeit“, „Bedürftigkeit“ oder „Fürsorge“ auf die Armen gelegt. Gerade wenn wir aber über Strukturen nachdenken, die eine Verteilung von Gütern, materiellen oder immateriellen, beinhalten, erscheint es lohnend, auch die andere Seite zu betrachten. Michaela Moser

und Martin Schenk⁷ zeigen in ihrem Buch „Es reicht! Für alle!“, dass es unterdessen eine umfangreiche Literatur zur Armut gibt, eine eigentliche Armutsforschung. Es wurde untersucht, was Armut ist, wie sie entsteht, wie sie „vererbt“ wird und unter welchen Bedingungen Armutsbetroffene leben (müssen). Es gibt Statistiken; Staaten legen fest, wo die Armutsgrenze liegt. Zu Reichtum gibt es all das nicht. Moser und Schenk plädieren daher für eine Reichtumsforschung; eine Forschung, die darüber Auskunft gibt, wie „Reichtumsbetroffene“ leben, wie sie sich fühlen und wie Reichtum definiert werden könnte. Dies ist sicherlich ein wichtiger Gedanke und möglicher Ansatzpunkt. Eine weitere Möglichkeit, ein Thema zu betrachten, das Arme und Reiche betrifft, ist das oben bereits angesprochene Thema des „Genug“, der Genügsamkeit. Was ist genug? Woher wissen wir das und weshalb ist es gut, das zu wissen? Wir haben als These formuliert:

Eine Kultur des „Genug“ sollte die Kultur des „Mehr“ ersetzen, die wir zurzeit haben.

In einer Kultur wie der unsrigen, wo es um Geschäfte geht, um Boni, um Steuer-gelder und -skandale (in einer Schweizer Zeitschrift stand, es gebe nur deshalb in der Schweiz keine Korruptionsskan-dale, weil die Korruption nicht verboten sei⁸), da ist eine Kultur des „Genug“ nicht leicht zu denken. Woran liegt das? Warum wollen auch die noch „mehr“, die schon unvorstellbar viel (Geld) haben? Woher kommt es, dass das Gefühl des Zu-wenig-Habens bekannt und verbreitet ist, wäh-rend das Gefühl des Zu-viel-Habens kaum erwähnt wird? Zu viel und zu wenig sind beide vom Zustand des „Genug“ entfernt und beide bergen Risiken.

Der Sozialpsychologe Rolf Haubl, der ein Buch über den Neid geschrieben hat⁹, meint zu der Frage, ob der Zustand, genug Geld zu haben, überhaupt erreichbar sei: „Nein, aber das liegt im System. Weil Geld selbst nichts anderes bietet als Möglich-keiten. Sie können sich mit Geld alle nur erdenklichen Lebensmittel in Hülle und Fülle kaufen, davon aber immer nur be-grenzt essen. Diesen Sättigungsmechani-smus gibt es beim Geld nicht. Geld macht nicht satt, in keiner Hinsicht.“

Das Gefühl einer Sättigung scheint also bedeutsam und erstrebenswert. Geld, das

selbst ein Stellvertreter für immer etwas anderes ist, kann dieses Gefühl nicht her-vorrufen, so dass auch Zuwendungen in Millionenhöhe noch kein Gefühl von „Ge-nug“ erzeugen können.

Eine Möglichkeit, ein Genug zu definie-ren und die Genügsamkeit aufzuwerten, hat Andrea Appel in dem oben bereits er-wähnten Aufsatz beschrieben. Wir möch-ten hier noch einmal darauf eingehen, da unserer Meinung nach die anspruchsvolle Genügsamkeit vielleicht als eine neue, moderne Tugend (im Sinn des Aristoteles) bedeutsam werden kann. Appel geht bei ihren Überlegungen von der Beobachtung ihrer Ziegen aus, die sehr genügsam er-scheinen, aber dennoch durchaus nicht al-les fressen, sondern ihre Präferenzen klar zeigen; sie sind eben genügsam und an-spruchsvoll. Sie definiert die Haltung der anspruchsvollen Genügsamkeit wie folgt:

„Für mich ist in der Genügsamkeit die Erkenntnis enthalten, dass es ein ‚Genug‘ gibt, dass es einen Punkt gibt, zu sagen: Es reicht so, es ist genug. Diese Überlegung ist in vielerlei Hinsicht eine ökonomische.“

Die Ökonomie ist ein Geflecht von Bezie-hungen, in dem Produkte, Güter, Dienst-leistungen, Arbeitskraft, Erfahrungen, Kundigkeit, Wissen und Werte verhandelt werden. Diese Verhandlung geschieht in dem Vertrauen und mit dem Willen, dass es genug (für alle) geben kann, materiell wie ideell. Genug, das heißt eben ausrei-chend, nicht Mangel und nicht Überfluss. Dieses ‚Genug für alle‘, materiell wie ide-ell, schränkt für uns die Macht des Geldes, des Kapitals, stark ein. Es ist nicht mehr das Maß der Dinge und somit zählt für uns nicht der Maßstab des permanenten Wachstums, der permanenten Erneue-rung, des permanenten Konsums, wenn wir über die Ökonomie der Genügsam-keit und über Maßstäbe für gutes Leben nachdenken.“

Übertragen auf uns Menschen könnte dies bedeuten: „Diese Erkenntnis des Ge-nug lässt sich nicht in Gang setzen ohne Begehren, ohne den Willen, ohne die An-sprüche, die von jeder/jedem Einzelnen benannt werden. Wir verabschieden uns entschieden davon, der Genügsamkeit et-was leicht Dummliches und Einfältiges, Stagnierendes anzuheften – etwas An-spruchsloses. Wir finden, dass Genügsam-keit eine Tugend ist und anspruchsvolle Genügsamkeit ein gesunder Maßstab.“

Das Zuviel ist in dieser Betrachtungswei-se ein ebenso defizitärer Zustand wie das Zuwenig. Bei Überlegungen zum Thema des guten Lebens, die in unserem Forum ja Gegenstand der Diskussion waren, könnte

es daher nützlich sein, zu versuchen, das Genug zu bestimmen. Neben den Ansätzen, Zufriedenheitsfaktoren messbar und theoretisch fassbar zu machen (z.B. durch den Capabilities-Approach von M. Nussbaum und A. Sen (vgl. dazu den Artikel von Franz F. Eiffe auf Seite 38), ist dies auch eine persönliche Frage, eine Frage nach Bedürfnissen und den Möglichkeiten, diese zu befriedigen.

Wenn wir uns auf das Genug als eine Tugend einigen könnten, so würde es armen wie reichen Menschen besser gehen. Denn eine ungerechte Verteilung der Güter und Ressourcen führt nicht zum guten Leben, auch nicht zu dem der Reichen¹⁰; vielmehr ist in Gesellschaften mit mehr Verteilungsgerechtigkeit auch mehr vom guten Leben zu spüren – vom guten Leben für alle.

- 1) Ricky Solinger, Historikerin, in „Dependency and Choice“ (Hinweis v. M. Moser in „We all live subsidized lives“ in: Ina Praetorius (Hg.) „Sich in Beziehung setzen“, Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus 2005, S. 15)
- 2) Luisa Muraro, Die symbolische Ordnung der Mutter, S. 55
- 3) siehe zum Denken der Geburtlichkeit auch die Schriften von Ina Praetorius
- 4) Aristoteles 1120 a19, N Ethik, S. 178
- 5) Arbeitsgruppe Chora (Andrea Appel, Andrea Kölzer, Claudia Tiemann): Freiräume schaffen. Gutes Leben mit der Subsistenzperspektive. Selbstverlag, Kassel/Nothfelden 2005, S. 35
- 6) zu diesem Thema siehe Dorothee Markert: Fülle und Freiheit in der Welt der Gabe; Christel-Göttert-Verlag, Rüsselsheim, 2006
- 7) Michaela Moser, Martin Schenk: Es reicht! Für alle! Wege aus der Armut, Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien 2010
- 8) Tages Anzeiger Magazin vom 6. Februar 2010
- 9) Neidisch sind immer nur die anderen – über die Unfähigkeit, zufrieden zu sein“, C.H. Beck Verlag 2009, zitiert in der Migros Zeitung, Nr. 39, 21.09.09
- 10) auch Richard Wilkinson hat im Einführungsreferat zur 8. Armutskonferenz „Why equal societies almost always do better“ auf diesen Zusammenhang verwiesen

Literatur

- Arjun Appadurai: *Die Geographie des Zorns*, suhrkamp Frankfurt/Main 2009
- Hannah Arendt: *Vita activa oder vom tätigen Leben*, München 1967 (1. Auflage)
- Aristoteles: *Die Nikomachische Ethik*: dtv München 1991
- Arbeitsgruppe Chora: „Freiräume schaffen – Gutes Leben mit der Subsistenzperspektive“ (10 Jahre Arbeitsgruppe Chora, Andrea Appel, Andrea Kölzer, Claudia Tiemann), Kassel/Nothfelden, Juni 2005, Selbstverlag
- Maren Frank/Andrea Günter/Ursula Knecht u.a.: *Sinn – Grundlage von Politik*, Rüsselsheim 2005
- Andrea Günter: *Haben und mehr Wollen. Eine ethische Begründung von Wachstum*, http://www.ethik-und-gesellschaft.de/dynasite.cfm?dssid=5550&dsmid=102028#dstitle_836674
- Interview mit Rolf Haubl, Neidforscher („Neidisch sind immer nur die anderen-Über die Unfähigkeit, zufrieden zu sein“, C.H. Beck Verlag), Soziologe, Sozialpsychologe (in der Migros Zeitung, Nr. 39, 21.09.09)
- Maren A. Jochimsen, Stefan Kersting, Ulrike Knobloch (Hg.): *LebensweltÖkonomie*, Bielefeld 2004
- Ursula Knecht-Kaiser: *Eine Welt mit Grundeinkommen*, in: *Grundeinkommen – in Freiheit tätig sein*, AVINUS Verlag, Berlin 2006
- Ursula Knecht-Kaiser/Zita Küng: *Wir alle sind Fürsorge abhängig*, http://www.nsw-rse.ch/images/stories/nsw/forum/Bericht_Forum_15_12_06_2009.pdf
- Caroline Krüger und Ursula Knecht-Kaiser: *Wir sind alle Fürsorge abhängig. Vom Stigma zum Paradigma*, <http://www.bzw-weiterdenken.de/index.php?m=artikel&rub3=&tid=215>
- Caroline Krüger: *Skeptische Tradition im zeitgenössischen Denken Ciorans und Lyotards*. Holos Verlag 2005
- Dorothee Markert: *Fülle und Freiheit in der Welt der Gabe*, Christel-Göttert-Verlag, Rüsselsheim 2006
- Dorothee Markert: *Nicht Mangel, sondern Fülle. Arbeiten neu denken*, Christel-Göttert-Verlag, Rüsselsheim 2003
- Michaela Moser, Ina Praetorius (Hg.): *Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat*. Ulrike Helmer Verlag 2003
- Michaela Moser, Martin Schenk: *Es reicht! Für alle! Wege aus der Armut*, Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien 2010
- Luisa Muraro: *Die symbolische Ordnung der Mutter*, Christel-Göttert-Verlag, Rüsselsheim 2006
- Platon: *Theaitetos*, Oxford University Press 1962, Bd II
- Ina Praetorius (Hg.): *Sich in Beziehung setzen. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit*, Ulrike Helmer Verlag 2005
- Ina Praetorius: *Ökonomie der Geburtlichkeit*, http://www.ne-fw.de/docs/konomie_der_geburtlichkeit_kiel.pdf
- Hans Saner: *Geburt und Phantasie. Von der natürlichen Dissidenz des Kindes*. Basel, Lenos Verlag 1995